

[11]

Unter der Königsstamme.

Preisgekrönter Roman von Maria Theresia May.

„Sein Sohn,“ wiederholte der Alte erstaunt. „Sieh, sieh, ein alternächster Landsmann also. Merkwürdig, daß ich von Ihnen bisher nichts gehört habe. Ich spreche freilich schon seit langem mit wenig Leuten und auch zu denen selten etwas anderes als: „Erbarmet Euch meiner um Gottes willen!“ und „Vergelt's Gott!“ — Leb't Ihre Frau Mutter noch,“ fragte Valentin nach einer kleinen Pause.

„Meine Mutter starb wenige Jahre nach dem Tode meines Vaters,“ sagte Siegfried. „Doch erzählt mir von Euch, Alter. Ich möchte wissen, wie es kommt, daß ich Euch nicht kenne, da ich vor zwölf Jahren auch in den Rothheimforsten angestellt war. Zuerst aber sagt mir, wie geht es Euch seit Eurem jüngsten Unfalle; habt Ihr keinen Schaden davongetragen?“

„Nein, Herr,“ sagte der Bettler. „Mich schmerzten einige Tage alle Glieder, aber heute ist's schon vorbei. Es war ein Glück, daß Sie dazu kamen, denn allein hätte ich mich wohl nicht mehr aufrichten können, und mein Rufen hätte kaum einer gehört oder hören dürfen. Warum nur Salberg an dem Tage gar so wüthend war? — Er hat mich stets mit Schimpfreden überhäuft, wenn er mich in der Nähe des Schlosses sah, aber an dem Tage war er wie außer sich. Ich sollte mich packen, schrie er, und als ich nicht rasch genug davon hinkte, riß er mir die Krücke aus der Hand und schleuderte sie zu Boden, daß sie zerbrach. Da fiel auch ich und verlor das Bewußtsein. Sie haben mich vom Boden aufgehoben und sich vor dem Bettler nicht gescheut, Sie haben mich ins Schloß tragen lassen und mich erquitt und gestärkt. Sie haben mir für meine zerbrochene Krücke eine neue machen lassen, und nun kommen Sie zu mir, dem Verachteten, dem Ausgeschlossenen. Sie sitzen an meinem Tische, in meiner Stube, Sie sprechen zu mir wie ein Mensch zum Menschen und nicht wie zu einem rändigen Hunde. Ich will nicht selig werden, Herr, wenn ich Ihnen das je vergesse!“

Vergeblich hatte Siegfried dem Alten Einhalt thun wollen, immer rascher, mit fast unheimlich düsterem Feuer strömten die Worte über die alten, zitternden Lippen, die tief eingemuldeten Augen glühten und bei den letzten Worten sprang der Bettler auf und legte die noch immer zur Faust geballte Rechte wie zum Schwur auf das Kreuzstich in der Ecke des Zimmers.

Der Direktor konnte sich eines leichten Schmers nicht erwehren, das Aussehen und die Geberden des Bettlers waren so seltsam, daß der Direktor in der That fürchtete, es mit einem Geisteskranken zu thun zu haben, denn im Schlosse hatten die Leute allgemein den alten Valentin als verrückt bezeichnet.

Aber schon sank die geschlossene Hand des Bettlers von dem Kreuze herab und streifte das kleine Bild unter demselben, das wahrscheinlich nur leicht befestigt, zu Boden und vor die Füße des Direktors fiel. Dieser hob das Bildchen auf und sah mit höchstem Erstaunen, daß er die Photographie eines reizenden, ungefähr siebenjährigen Mädchens in der Hand hielt. Das Kind saß etwas theatralisch auf einem Felsblock, die Augen schauten atkling und träumerisch ins Weite, der liebe kleine Mund war fest geschlossen und die Arme unter der Brust verstränkt. Sehr charakteristisch lag eine Puppe mit weit ausgebreiteten Armen unbeachtet am Boden. Das Bild war alt, mindestens 10—12 Jahre alt und zeigte jenen unangenehmen, chokoladenbraunen Ton, den Photographien aus früherer Zeit gewöhnlich bekommen, wenn sie mehrere Jahre dem Lichte ausgesetzt gewesen. Doch war es scharf und sorgfältig ausgeführt und gab einen sehr deutlichen Begriff von dem Liebreiz des Originals.

„Wie kommt Ihr zu dem Bildchen, Alter?“ fragte Siegfried,

nachdem er lange das Porträt betrachtet hatte, während der Bettler in unruhigster Verlegenheit dabei stand.

„Ich schwagte es dem Sohne „ihrer“ Amme ab, als diese gestorben war,“ entgegnete der Alte beinahe trotzig. „Für den Schlingel hatte das Bild doch keinen Werth und für mich einen um so größeren — sie ist so schön. — Haben Sie das Kind erkannt?“

„Sofort,“ versetzte Siegfried, für den der Alte immer räthselhafter wurde, in nachdenklichem Tone. „Die Züge des Kindes sind in dem erwachsenen Mädchen noch immer wiederzufinden. Doch hat das Bild Yella's von Rothheim nur seiner Schönheit wegen Werth für Euch?“

„Nein! Ich würde ein Bild der Baronesse mir wahrscheinlich gestohlen haben, wenn ich es sonst nicht hätte bekommen können, und wenn sie, ich meine Baronesse Yella, auch so häßlich wäre, als sie schön ist. Sehen Sie mich nicht so verwundert an, Herr, ich bin so gesund bei Sinnen als Sie. Wenn Sie mich anführen wollen, will ich Ihnen gern meine Geschichte erzählen. Sie ist kein Geheimniß, nur wissen bloß alte Leute noch darum, die jungen glauben, ich sei verrückt.“

„Erzählt,“ sagte Siegfried ruhig und stützte den Kopf in die Hand, während sein Blick unverwandt auf dem lieblichen Kinder Gesicht des Bildes ruhte, das vor ihm auf dem Tische lag. „Erzählt,“ wiederholte der Direktor, als der Bettler eine Weile schweig, „ich möchte wissen, wie Ihr in eine, wie mir scheint, Eurer so wenig würdige Lage gekommen seid, und ich möchte Euch helfen, wenn ich kann.“

„Das glaube ich Ihnen,“ sagte der Alte mit der eigenthümlich unterdrückten Stimme, mit der er immer sprach. „Sie sind wirklich theilnehmend, nicht bloß neugierig. Sie glauben nichts Großes gethan zu haben, wenn Sie einmal einem elenden Menschen ein freundliches Wort sagen, Sie thun das Rechte, weil es eben das Rechte ist!“

Siegfried hob die Hand. „Spart Eure Lobsprüche, Alter und beginnt lieber. Wie heißt Ihr?“

„Man nennt mich den alten Valentin, Herr; ich dachte, Sie wüßten es schon.“

„Ich frage nach Eures Vaters Namen.“

„Den hat mein Vater für sich und seinen zweiten Sohn behalten,“ sagte der Bettler scheidend, „ich mußte mit dem meiner Mutter anstreichen. Es kommt das zwar recht häufig vor, wie Sie wissen werden, Herr, aber den es gerade trifft, dem wird es all sein Lebtag nicht wohl dabei zu Muthe. — Doch wenn Sie erlauben, Herr,“ unterbrach sich der Alte, „so setze ich mich anstatt auf den wackligen Stuhl lieber auf meine alte Decke da, mein lahmes Bein ruht so besser aus.“

„Ihr seid zu Hause, Alter,“ entgegnete Siegfried und lehnte sich in den Sessel zurück.

Durch die zwei grünlichen, aber blanken Glascheiben des einen Fensters und durch die Papierscheiben des anderen fiel das Licht des glänzenden Wintertages nur spärlich in den niedrigen, geschwärzten Raum, aber dafür warf der Alte wieder ein Bündel Reisig und ein paar Hände voll Tannzapfen in das Feuer auf dem offenen Herde, daß die Gluth hoch aufsprühte und die Reflexe der flackernden Flammen roth und zitternd an der Wand hinhüschten. Schnurrend rollte das Gewicht der geschwätzigen Schwarzwälderin ein Stück herab — die erste Nachmittagsstunde war abgelaufen — und dann tickte sie so laut und monoton wie vorher weiter. Der Bettler setzte sich auf sein Lager und schlang die Arme um seine Knie, der rothe Feuerschein flammte zuweilen über sein dichtes, weißes Haar hin und erhellte das verwitterte, fahle Gesicht mit dem langen, weißen Barte, daß es oft unheimlich aus der Dämmerung trat. Rolf Siegfried schob sachte das kleine Bild beiseite, als störe es ihn, legte die Hand über die Augen, um regungslos der Erzählung des Bettlers in der verfallenen Waldhütte zu lauschen.

„Es sind jetzt gerade neunundsiebzig Jahre her, begann der Alte so monoton wie seine Uhr, nur manchmal klang durch seine Stimme eine unsägliche Trauer und eine unsägliche Bitterkeit, „da diente meine Mutter auf dem Schlosse eines reichen und mächtigen Herrn als Kammermädchen der Gemahlin desselben. Meine Mutter war jung, hübsch, frisch und aufstellig, dabei natürlich und unverdorben und wurde durch diese Eigenschaften der Liebling ihrer Herrin, die sie weniger als ihre Dienerin, denn als ihr Spielzeug, ihre Puppe, behandelte und stets um sich haben wollte. Mittlerweile,“ fuhr der Bettler in seiner Erzählung fort, „kehrte der einzige Sohn des Schloßherrn von der Universität nach Hause zurück. Er sah die hübsche Rose, so hieß meine Mutter, sie gefiel ihm, und er, der blutjunge, adeliche Cavalier, gefiel ihr natürlich auch, und es dauerte nicht lange, so schwuren sich die beiden ewige Liebe und Treue. Ja, der junge Herr ging in seiner Liebesleidenschaft noch weiter. Als die schöne Rose absolut brav und ehrlich bleiben wollte und all den Bitten des Geliebten den entschiedensten Widerstand entgegensetzte, da versprach der Baron ihr vor einer Zeugin, vor seiner eigenen alten Amme, die im Schlosse wohnte, mit den heiligsten und theuersten Eiden die Ehe, sobald er majorem geworden sei. Die alte Kathrin, um sich bei dem jungen Herrn in Gunst zu setzen, schwatzte vollends jedes Bedenken aus der Seele des armen Mädchens, und da gab es endlich nach — sie hatte ihn ja so lieb! — Aber auch Rose mußte schwören, bei ihrer todtten Mutter mußte sie schwören, nicht früher das Geheimniß ihrer Verbindung zu entdecken, als bis ihr Geliebter ihr es gestattete.“

„Herr,“ wandte sich der Bettler direkt an Siegfried, „solch ein Eid wird Ihnen wahrscheinlich ebenso thöricht vorkommen wie mir, aber meine Mutter hat mir die Geschichte erzählt, und darum ist sie wahr, und ein verliebtes Mädchen ist wohl zu allen Zeiten thöricht gewesen. Klug wird man selten durch die Erfahrungen anderer, immer nur durch die eigenen, und auch die helfen nicht in allen Fällen. — Doch weiter! Der junge Baron mußte auf Reisen gehen, etwas früher, als es ursprünglich festgesetzt war, wahrscheinlich weil er die schöne Rose öfter als nöthig und sehr viel sagend ansah, und Rose verlor plötzlich die Gunst ihrer Herrin. Einige Monate nach der Abreise des jungen Herrn wurde die einst so verwöhnte Rose als liebliche Dirne vom Schlosse weggeschickt; ihren Verführer zu nennen, weigerte sie sich standhaft. Eine alte Muthme nahm die Verlassene auf, und in der Hütte derselben erblickte ich das Licht der Welt.“

Nach zwei Jahren kehrte der Baron von seiner Reise zurück; zum Begräbniß seines Vaters. Mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arme folgte meine Mutter dem Leichenzuge bis in die Dorfkirche, wo die stolze Familie eine eigene Gruft hat. Daß der junge Herr, der ernst und düster dem Sarge das Geleit gab, keinen Blick für seine ehemalige Geliebte und sein Kind hatte, begriff die Arme sehr gut, aber daß er nach vielen Wochen noch immer nicht nach ihr fragte, das begriff sie nicht. Sie ging aufs Schloß, dreimal — viermal, und — wurde nicht vorgelassen! Da häumte sich in dem Herzen des armen Bauernmädchens all ihre verrathene Liebe, ihre in den Staub getretene Ehre in Zorn und Schmerz hoch auf und trieben sie fast zum Wahnsinn. Mit ihrem Kinde auf dem Arme fiel sie einmal den Pferden in die Zügel, als der Baron, sein elegantes Phaeton lenkend, in dem ein paar lustige Freunde saßen, durch das Dorf brauste. „Heuchler! Lügner! — ich muß dir doch dein Kind zeigen,“ rief die schöne Rose außer sich dem Cavalier zu, und der — Gott weiß, konnte oder wollte er nicht die Pferde zurückhalten —

sie standen nicht, sondern rissen den Wagen weiter. Meine Mutter lag ohnmächtig auf der Erde, und ihr Kind war ihren Armen entglitten, und über den kleinen Körper waren die Räder des Wagens gegangen!“

Der Alte seufzte tief auf; er erhob sich langsam und schürzte die Gluth von neuem, dann warf er einen kurzen Blick nach dem Direktor, doch er regte sich nicht, und der Bettler sprach weiter:

„Am nächsten Tage kam ein Diener vom Schlosse und brachte meiner Mutter Geld. Sie warf die Goldstücke zum Fenster hinaus, daß sie auf dem Dorfwege nur so herumkollerten; der Diener ging von selbst. Nun kümmerte sich meine Mutter nicht mehr um die Leute auf dem Schlosse und erzog mich, so gut es ihr möglich war. Ich lernte gut, aber ein Krüppel blieb ich durch die edlen Nerven meines hochgeborenen Herrn Vaters für alle Zeiten. Mein linker Arm ist dünn wie der eines Knaben und trägt nicht die geringste Last, mein linker Fuß blieb lahm. Als ich dreizehn Jahre alt war, starb meine Mutter. Mein Herr Vater hatte mittlerweile geheiratet, ein hochgeborenes Fräulein natürlich, und hatte bereits einen Sohn, ich also einen Stiefbruder. Meine Mutter hatte vor ihrem Tode mir, dem frühreifen Jungen, die ganze Geschichte erzählt. Auf dem Sterbebette hatte sie dem Baron verziehen und mir aufgetragen, meinem Herrn Vater ihre letzten Grüße und ihre Bitte zu bringen, mich in seinen Schutz zu nehmen und für mich zu sorgen.“

Ich ging auf das Schloß. Da stand mein Herr Vater mit seiner Familie im Schloßhofe, sie waren eben von einem Spazierritte zurückgekehrt. „Was willst du?“ herrschte mich der Baron an, und ich war dumm genug, mein Anliegen jetzt in Gegenwart seiner Gemahlin und seines kleinen Stiefbruders vorzubringen. „Das Weib ist verrückt gewesen,“ sagte mein Vater verächtlich zu seiner Gemahlin. „Mach, daß du fortkommst, Schlingel, sonst laß ich dir deine Freiheit anders anstreichen!“ rief er mir zu und lachte laut auf, als sein Stiefbrüder einen wohlgezielten Hieb mit der zierlichen Peitsche, die er in der Hand hielt, nach meinem kranken Beine führte. Das war das Willkommen meines Bruders!

Ich schnürte mein Bündel und ging nach der Stadt. Nachdem ich mich an verschiedenen Orten herumgetrieben, zeitweise gearbeitet und zeitweise gehungert hatte, erhielt ich glücklicherweise dauernde Beschäftigung in einer Papierfabrik. Ich war geschickt, und man konnte mich gut brauchen, freilich nur zu leichteren Arbeiten. Da preßte mir eines Tages die Glättmaschine die Finger meiner rechten Hand ein, sehen Sie, so,“ sagte der Bettler und hob seine verkrümmelte Hand empor.

„Wenn ich irgend etwas anfasse, sieht es aus, als ob ich sie zur Faust ballte. — Ich wurde nach diesem „Anfall“, der mich arbeitsunfähig machte, natürlich entlassen, allerdings mit einer anständigen Entschädigung; doch die reichte nicht weit. Mich zog es in die Heimath zurück, ich erwarb die Hütte, die schon lange leer stand, sie war so baufällig, daß die Gemeinde sie schon niederreißen wollte, und seitdem lebe ich, der Bruder des Barons Libor von Nothheim, hier als Bettler.“

Der Alte schwieg und verbarg sein Gesicht in beiden Händen — man hörte nur sein lautes Athmen in der Stille des Gemaches und das halbträumende Ticken der Wanduhr und dazwischen das sachte knisternde Feuer. Ein Theil des Schnees auf dem Dache hatte sich, wahrscheinlich unter dem wärmeren Strahl der Mittagssonne, gelöst und fiel polternd, eine Miniatur-Lawine, zerstäubend und sich wie ein schimmernder, weißer Schleier ausbreitend, vor dem schiefen kleinen Fenster hinab.

(Fortf. folgt.)

[7]

Das Geheimniß des Forsthauses.

Von Fritz Brentano.

Der also Abgefertigte hatte noch heute unter dem Spott der Dessauer zu leiden, und sollte er, Genoch, sich derselben Gefahr so leichtsinnig aussetzen, bloß um der Laune seiner Frau zu genügen? Freilich, geschehen mußte etwas in der Sache, denn sie hatte ihm dieselbe zu dringend ans Herz gelegt und was Frau Rebekka wollte, das betrieb sie mit derselben zähen Ausdauer, wie ihr Mann seine Geschäfte und Genoch mußte ganz genau, daß er nicht eher Ruhe habe, bis der Wille seiner Ehehälfte erfüllt war. Aber klug und sehr vorsichtig mußte die Angelegenheit betrieben werden, und wenn nur der alte Justiz sein Versprechen hielt, dann wußte er bald, woran er war und ob

er bei dem Fürsten eine Gewährung seines Gesuches zu hoffen habe.

Nur, der Anfang war gemacht und wenn der Leibkassirer ihm die Sache nicht rasch genug betrieb, so hatte er ja immer das Mittel in Händen, um ihn anzutreiben, seinem Wunsche zu willfahren. Und Genoch war nicht der Mann, der sich über die Anwendung solcher Mittel Skrupel machte oder gar irgend welchen Zwang anlegte. Was waren ihm der alte Justiz und sein Sohn, der Förster? Hatte er sich doch damals überhaupt nur mit ihnen in Verbindung eingelassen, weil er hoffte, vielleicht irgend einmal aus der Stellung des ersteren Nutzen ziehen zu können. Jetzt

war der Zeitpunkt wirklich da und Henoch war fest entschlossen, Vater und Sohn zu ruinieren, falls ihm der Alte nicht zu willken sein sollte.

In diesen und ähnlichen Betrachtungen wurde Henoch durch ein leises Wachen an der Thür gestört. Ohne die Einladung zum Hereintreten abzuwarten, öffnete der Klopfer die Thür und streckte seinen wolligen Kopf durch die Spalte derselben.

„Was giebt es, Menkel?“ fragte der Hosiud, haltig die Papiere in die Kassetten legend. „Was trittst du hier ein ohne Erlaubniß? Wie oft hab' ich dir verboten zu kommen in mein Zimmer, ehe ich habe gerufen herein.“

„Ich habe doch dreimal geklopft,“ antwortete Menkel, der ausgehende Geheiß des Wechlers, „ist es meine Schuld, wenn Ihr nicht hört? Freilich,“ fuhr er mit einem sehnsüchtigen Blick auf den Kasten fort, den Henoch eben dreifach verschloß, „wenn man sich über so wichtigen Papiere — —“

„Gott der Väter!“ brauste Henoch auf, daß Menkel, welcher indessen ganz eingetreten war, einen Schritt zurückfuhr, „wo nimmst du die Zunge die Frechheit her? Was gehen dich an die Papiere, Schlemihl? Was willst du — wer schickt dich?“

„Lob' Usher, Euer Vetter aus Braunschweig ist angekommen,“ antwortete der eingeschüchterte Meichores, „und läßt fragen, wann es Euch sei angenehm, ihn zu empfangen, daß er Euch sprechen könne allein.“

„Lob' Usher aus Braunschweig!“ rief Henoch, „und das sagst du nicht gleich?“

„Habt Ihr mich kommen lassen zu Wort?“ brummte der gekränkte Menkel.

„Wo ist er denn — wen hat er geschickt?“ fragte hastig der Hosiud.

„Er ist abgestiegen bei Sohia Strichel und hat geschickt dessen Laufjungen, den Simon.“

„Und warum ist er nicht abgestiegen bei mir — weshalb ist er nicht gekommen selbst — warum steigt er ab bei Fremden, wo er doch hier hat seine Mißpache, deren er sich wahrhaftig nicht braucht zu schämen!“

„Ich weiß viel von dem allen!“ entgegnete mürrisch der Meichores auf diese hastigen Fragen seines Herrn. „Er wohnt beim Strichel und hat geschickt den Simon, der wartet draußen. Was soll er mitnehmen für eine Antwort?“

„Er soll sagen, ich erwarte meinen Vetter zu jeder Zeit — gleich auf der Stelle! Doch halt, er soll sagen, er möge kommen heute mittag um zwei Uhr, da werde ich sein für ihn zu sprechen, so lange er will.“

Der Bursche ging hinaus, dem Boten diese Antwort zu überbringen, während Henoch im Zimmer auf- und abschritt, vor sich hin murrend:

„Der Lob' Usher aus Braunschweig! Was kann er wollen? Vielleicht ein Geschäft — er macht große Geschäfte — gewaltige Geschäfte. Er ist schlau — aber ich werde ebenfalls schlau sein, darum soll er kommen um zwei Uhr, damit er nicht glaubt, ich habe große Eile mit dem Geschäft.“

Lob' Usher war pünktlich um die festgesetzte Stunde bei seinem Vetter Henoch erschienen. Die beiden Männer waren nie besonders befreundet gewesen, da Lob', der Nefte des verstorbenen Baruch Usher, sich einst selbst Hoffnung auf die Hand von dessen Tochter Rebekka gemacht und es dem Henoch nie recht verziehen hatte, daß er ihm damals als kleiner obsturer Geschäftsmann zuvor gekommen war. Freilich war mit der wachsenden Größe Henochs der Groll seines Verwandten nach und nach schwächer geworden, er hatte sich sogar in Geschäftsverbindung mit ihm eingelassen, aber so eigentlich befreundet waren sie nie gewesen, und dies war auch der Grund, warum Lob' Usher, so oft er nach Dessau kam, sein Absteigequartier, zum Usher Henochs, nicht bei diesem, sondern regelmäßig bei seinem reichen Geschäftsfreunde Sohia Strichel nahm.

Heute aber schien der langjährige Bann gebrochen und eine innigere Annäherung zwischen den beiden stattgefunden zu haben. Denn als sie nach einer mehr denn zweistündigen Unterredung aus dem Geschäftsheiligtum Henochs die schmale, verräucherte Treppe zu dessen Privatwohnung hinaufstiegen, da lag auf dem Gesicht des Hosiuden ein eigenhümlicher Zug der Weidlichkeit — er hatte allerdings ein Geschäft mit Lob' Usher abgeprochen — nach seiner Berechnung ein gutes Geschäft.

Frau Rebekka empfing den Gast mit kübler Zurückhaltung — Sarah, die schöne Tochter des Hauses, mit offenerer Gleich-

giltigkeit. Die erstere konnte die Beleidigung nicht vergessen, welche er ihr dadurch angethan, daß er ihr Haus verschmäht hatte, die letztere hatte sich nie viel um die Verwandtschaft der Familie bekümmert. Ja, trotzdem sie der Augapfel von Vater und Mutter war, hatte sie sich selbst an diese nie so recht angegeschlossen, wie es dem Kinde den Eltern gegenüber ansteht, und dies war Henochs zweiter Kummer.

Sie war ein süßes, träumerisches Wesen. Ganz im Gegensatz zu ihrer lebhaften, geistwärtigen Mutter, welche an den Geschäften ihres Mannes den regsten Antheil nahm, war ihr dieser Schacher, dieses Rennen und Jagen nach Gold, im tiefsten Herzen zuwider, und oft, wenn Henoch bei Tische mit breitem Behagen von einem neuen, Gewinn verheißenden Unternehmen erzählte und wie er diesen oder jenen in sein Netz gelockt habe, da verschwand sie schweigend in ihrem Zimmer, welches das einzige des Hauses war, das zugleich von dem Reichthum des Besitzers und dem Geschmack der Bewohnerin Zeugniß ablegte.

Dort konnte sie stundenlang über einem guten Buche verträumen, denn ihr alter Lehrer und Freund, Rabbi Lindmann, hatte ihren Sinn dem Wissen zugewendet und sie gelehrt, in den Schätzen der Alten zu forschen und in ihrem Studium oft auf lange des Treibens ihres Vaters zu vergessen, dem sie nun und nimmer Geschmack abgewinnen konnte und das ihr Herz mit wachsendem Widerwillen erfüllte.

Und wenn sie so da saß, das wunderbolle, bleiche Antlitz umrahmt von den schwarzen Flechten, die großen dunklen Augen tiefstimmend auf das Buch vor ihr gefest, gleich sie selbst einem jener königlichen Frauenbilder aus längst vergangener, verflugener Zeit — jener Zeit, wo die Macht und Herrlichkeit Israels die Völker erzittern machte und seine Könige und Helden noch das Schwert des Herrn mit starken Arme führten.

Aber es gab auch Augenblicke, wo dieses Bild Leben und Bewegung gewann, wo aus der sinnenden Augen ein flammender Strahl brach und die bleichen Züge sich rötheten. Und dies geschah, wenn der Fürst, dessen scharfer Blick ganz richtig gesehen hatte, mit seiner Kavalkade an dem Hause des Hosiuden vorüber und hinaus in das Freie ritt, an seiner Seite der geistvolle und interessante Junker v. Brittwitz. Dann schoben sich die dichten Vorhänge an den Fenstern der schönen Jüdin leise von einander und ihre Blicke folgten dem schlanken Reiter so lange, bis er hinter der Krümmung der Straße verschwand.

Ein nie gekanntes, süßes Gefühl zog in ihre Brust ein, ihr Geist wob rosige Träume von Glück und Liebe, bis sie erschreckt aus denselben aufwachte, wenn ihr Auge zufällig auf das große Bild Moses an der Wand fiel und sie sich nun der Klut erinnerte, welche zwischen dem Sohne des adelstolzen Christenhaus und der Tochter des Israeliten lag.

Heute aber sollte sie ganz aus dem erschnitten Himmel herabgeführt, ihr Traum mit rauher Hand zerrissen werden.

Lob' Usher aus Braunschweig hatte für seinen ältesten Sohn um ihre Hand angehalten: die Väter waren bereits handelsseins geworden und die anfängliche Zurückhaltung der Mutter war alsbald einer warmen Freundlichkeit gewichen, als ihr Henoch den Zweck des Besuchs ihres Verwandten mittheilte. Sie fühlte sich glücklich, daß der feindliche Zwiepsalt zwischen ihnen auf diese Weise gründlich aus der Welt geschafft wurde — gelehrt, daß ihre Tochter eine, nach ihren Begriffen so glänzende Partie machte.

Und Sarah? Sie sah den Werber mit großen bangen Augen an — die Blässe ihres Gesichtes wurde auf einen Augenblick wahrhaft erschreckend, und als sie willenlos ihre Hand in die dargereichte Rechte ihres Verwandten legte, da ging es wie ein tiefer, schmerzlicher Nis durch ihr junges Leben und das Bild einer trostlosen Zukunft, ohne Glück, ohne Liebe, tauchte blitzschnell vor ihrem geistigen Auge auf.

„Und werdet Ihr meinem Sohne, wenn er kommt, die Braut zu begrüssen, einen freundlichen Beiseid geben?“ fragte Lob' Usher.

„Natürlich,“ antwortete Henoch für seine Tochter. „die Sache ist doch abgemacht!“

„Abgemacht!“ hauchte Sarah.

Sie schritt hierauf stumm in ihr Zimmer, die Anwesenden keines Blickes mehr würdigend.

Verwundert schaute Lob' Usher den Hosiuden und dessen Frau an. Dieser aber zuckte die Achseln und sagte leichtsin:

„Es ist die Ueberraschung! Kam doch die Geschichte etwas schnell.“

(Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

* Ein verhängnisvoller Monat. Der Januar ist für die Königsfamilie von Belgien ein verhängnisvoller Monat. Als am 1. Januar 1890 der Königspalast von Laeken in Flammen stand, rief die Königin, als man ihr den Brand meldete: „Ach, der Monat Januar bringt uns immer Unglück!“ Das ist wahr, wie aus folgenden historischen Daten hervorgeht: Im Januar 1867 wurde Kaiserin Charlotte von Mexiko, die Schwester des Königs, wahnsinnig über das Geschick ihres Gatten, der bekanntlich von

den Mexikanern erschossen wurde; am 23. Januar 1869 starb der einzige Sohn des Königs, der Kronprinz und Herzog von Brabant; im Januar 1881 wurde das königliche Schloß, in welchem die Kaiserin Charlotte wohnte, durch einen Brand zerstört; am 30. Januar 1889 endete im Drama von Meyerling der Schwiegerjohn des Königs, Kronprinz Rudolf von Oesterreich; am 1. Januar 1890 wurde das königliche Schloß von Laeken ein Raub der Flammen, und jetzt, am 23. Januar 1891, merkwürdiger Weise am gleichen Tage wie der frühere Kronprinz, stirbt der neue Kronprinz, der Nefte des Königs, Prinz Balbain! Gewiß ein verhängnisvoller Monat!

*** Das verschwundene Haus.** Unter der Ueberschrift „Das verschwundene Haus, eine Geschichte aus dem alten Wien,“ erzählt das „Wiener Tagebl.“: Auf der Mülkerbastei, wo jetzt die letzten Spuren der altersgrauen hohen Häuser verschwinden, wohnte zu Anfang dieses Jahrhunderts in einem der ältesten Gebäude eine geheimnißvolle Dame, Demoiselle Lorette, eine Frau von großer Schönheit, mit langem blonden Haar und stets schwarz gekleidet. „Man wußte nicht, woher sie kam,“ hier in Wien lebte sie als Wahragerin, und Tausende von Nothbedürftigen empfing sie in ihren fürstlich ausgestatteten Wohnräumen, darunter die vornehmsten Persönlichkeiten Wiens. Ihre Wohlagungen waren „zuverlässig“, und da sie auch eine offene Hand für alle Nothleidenden hatte, wurde nur das Beste von ihr gesprochen. Nur ein Mann schickte stets den Kopf, wenn von einer schönen Demoiselle Lorette erzählt wurde: der Polizeirath Freiherr v. Strachwitz. Das Haupt-Lottoamt von Wien befand sich damals auf dem Stefansplatz; eines schönen Tages wurde oberhalb der Thür des Amtes eine Tafel mit drei goldenen Hirschen ausgestellt, das Zeichen, daß ein besonders hoher „Quinterno“ gemacht sei. In der That, ein Treffer von über 50,000 fl., und die glückliche Gewinnerin war — Demoiselle Lorette. Die Dame wurde dadurch für das Wiener Publikum noch interessanter, Polizeirath Strachwitz schüttelte aber noch heftiger den Kopf. — Von jetzt an umjählich er Tag und Nacht das Haus auf der Mülkerbastei. In einer kalten, regnerischen Winternacht stand der Beobachter wieder an einer Ecke des Hauses auf der Lauer, als plötzlich ein altes, kleines Männchen, in einem spanischen Mantel dicht verummant, an ihm vorbeigehend kam und in dem Gebäude verhielt. Strachwitz hatte ihn trotz der Verummantung sogleich erkannt: es war der Lottodirektor Manetti. Dem Polizeirath pochte das Herz; rasch entschlossen öffnete er ebenfalls das Thor des Hauses, in dem es kühl und todt war, wie wenn alles schlief, und schritt mit unhörbaren Schritten zu der Wohnung der Wahragerin hinauf. Die Thür war nur angelehnt, durch die Fuge fiel Licht in den Gang und Strachwitz hörte ganz deutlich die Stimme Lorettes: „Ich habe 8, 40, 50, 92, 1 gezieht. Der Einzige ist 250 Gulden.“ — „So viel?“ rief Manetti, worauf die Wahragerin entgegnete: „Ja, wohl, denn ich muß die Kasse strengen. Schreiben Sie sich die Zahlen auf und stecken Sie in die betreffenden Zapfenlöcher Nadeln, damit der Waisenknecht keinen Fehlgriß thut. Zehntausend Gulden gehören Ihnen, dann wollen wir rasten.“ Strachwitz hatte genug gehört. Er eilte sogleich die Treppe hinab, um die Wache zu holen, allein in seiner Aufregung mußte er Geräusch verursacht haben, denn die Thür oben öffnete sich und Demoiselle Lorette wurde sichtbar. Als sie den Polizeirath erblickte, stieß sie einen fürchterlichen Schrei aus und verschwand; einige Minuten später erschien Strachwitz wieder mit der Wache, allein als er das Zimmer betrat, fand er zwei Leichen: Demoiselle Lorette und ihr Verbündeter, der Lottodirektor Manetti, hatten sich vergiftet.

*** Eine merkwürdige Operation.** Der Newyorker Staatszeitung wird aus Chicago berichtet: Eine bemerkenswerthe Operation im Großen wird in den nächsten Tagen in einem hiesigen Hospital vorgenommen werden; man will mehrere Tempelrittern von der St. Bernard-Kommanderie kleine Stücke Haut und Fleischtheile aus dem Körper schneiden und dieselben auf den Körper eines Mitbrüders verpflanzen, um diesem das Leben zu retten. Der Patient ist ein hervorragendes Mitglied des Ordens im Alter von 44 Jahren, John Oskar Diderion, der sich vor kurzem infolge eines Krebses am rechten Schenkel und an der Hüfte einer sehr schmerzhaften und tiefgehenden Operation unterziehen mußte; das Quantum der ausgeschnittenen Haut und des Fleisches war so groß, daß die Heilung der fürchterlichen Wunde nur dann möglich war, wenn das Fehlende durch Fleisch und Haut von einem Thiere oder von einem Menschen wieder ersetzt wird. Man versuchte dies zuerst durch Einfügung von Fleisch und Haut von einer Biene, hatte damit aber keinen Erfolg. Die Mitbrüder des unglücklichen Mannes erkundigten sich darauf bei dem Operateur, auf welche andere Weise dem Patienten vielleicht geholfen werden könne. Der Arzt war der Ansicht, wenn man die nöthigen Fleisch- und Hauttheile von anderen menschlichen Körpern erlangen könnte, so sei der Leidende wahrscheinlich noch zu retten. Die Tempel hielten darauf eine Beratung, und verspähten Opfermuth genug in sich, um sich einer Operation zu dem bezeichneten Zweck zu unterziehen. Es meldeten sich nicht weniger als dreihundert, jedoch genügt die Hälfte davon vollkommen. Man wählte hundert von den gesündesten Männern des Ordens aus, und dieselben erhielten die nöthigen Weisungen, wie sie sich für die Operation vorzubereiten haben. Sie müssen u. a. am Morgen der Operation ein Bad nehmen, damit ihre Haut reich, rein und geschmeidig wird; auch müssen sie sich 48 Stunden vor der Operation des Genusses aller geistigen Getränke enthalten. Man ist im Publikum und in ärztlichen Kreisen sehr gespannt darauf, ob dieser Versuch, den Patienten vom Tode zu retten, gelingen wird.

*** Ländlich-sittlich.** Hoch gingen die Fluthen des Blue Ice Bades bei Resierionville in Indiana. Dort sollte der

Nichter Weir den Farmer Harvey Taylor mit Kate Newby trauen; als er aber in strömendem Regen der Behausung der Brant zuschritt, die jenseits des ungeheuerlichen Bades lag, konnte er nicht hinüberkommen. Mittlerweile errieth das Brautpaar mit den Trauzungen zu Pferde auf dem anderen Ufer und der Richter begann nun die Heirathsformel zu verleihen, ohne daß ihn jemand bei dem gewaltigen Nausen des Wassers verstehen konnte. Zum Zeichen des beiderseitigen Einverständnisses schrie das Brautpaar so laut es konnte „Ja“ und wechselte die Ringe, worauf alle wohlgenuth, aber bis auf die Sant durchnäht, nach Hause ritten.

*** Nach einige chinesische Anekdoten,** die der „Staatslist“ in seiner letzten Nummer mittheilt. Ein Richter gab einem Goldschmied den Auftrag, ihm zwei Barren Goldes zu besorgen. Der Juwelier brachte sie und der Richter fragte nach dem Preise. „Es giebt einen festgesetzten Preis für Gold“, erwiderte der Verkäufer, doch von Eurer Excellenz will ich nur die Hälfte der gewöhnlichen Rate fordern.“ — „Gut“, sagte der Beamte und gab dem Goldschmied einen der Barren zurück, ich behalte den andern und das macht uns quitt.“ — „Aber —“ entgegnete der Juwelier. „Was“, unterbrach ihn der Richter, „du hast deinen ausbedingenen Preis ohne Ansehen bekommen und du klagst noch? Scheer' dich zum Henker!“ — Ein Holzhauer, der ein Bündel Holz trug, lief gegen einen Doktor, der ihn deshalb zu schlagen versuchte. „Stoß' mich mit dem Fuß, aber laß deine Hände von mir!“ rief der Holzhauer. — „Du bist ein Thor“, bemerkte ein Zuschauer, „mit dem Fuß thut es doch viel mehr weh.“ — „O“, entgegnete der Holzhauer, „ich fürchte mich nicht, mit meinem Fuß in Verührung zu kommen, aber ich wäre ja ein verlornere Mann, wenn ich unter seine Hände käme!“ — Ein neuer Mann hatte das Unglück, einen Kupferknecht auf der einen Seite und einen Grobknied auf der andern zum Nachbar zu haben. Der ewige Lärm trieb ihn fast zum Wahnsinn, und er theilte einem Freunde mit, daß er ihnen, wenn sie ausziehen wollten, ein herrliches Abendessen zum Besten geben würde. Die beiden Handwerker machten ihm alsbald ihre Aufwartung und erklärten, daß sie bereit wären, umzuziehen. Ein glänzendes Gastmahl war ihr Lohn. Als die Mahlzeit vorüber, erkundigte sich der Gastgeber höflich, wo seine Nachbarn hinzuziehen gedächten. „O“, entgegnete der Eine, „er nimmt mein Haus und ich ziehe in sein's!“



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Die Erforschung der eigenthümlichen Thier- und Pflanzenwelt, welche im Ocean schwimmend lebt und welche man unter dem Begriffe des „Antriebes“ oder „Plankton“ zusammenfaßt, hat im letzten Jahrzehnt die Naturforscher lebhaft beschäftigt. Nachdem die berühmte „englische Challenger-Expedition“ und die erfolgreiche italienische Forschungsreise des „Vettor Pisani“ den erstaunlichen Reichthum an lebenden Organismen in allen Tiefen des Meeres nachgewiesen hatten, wurde 1889 von deren genauerer Erforschung eine deutsche Expedition von Kiel auf dem Dampfer „National“ ausgesandt, reich ausgestattet mit allen Hilfsmitteln und vom deutschen Kaiser mit 70,000 M., von der Berliner Akademie der Wissenschaften mit 25,000 M. unterstützt. Die sechs Naturforscher dieser „National-Expedition“ durchkreuzten den Atlantischen Ocean in 93 Tagen und veranstalteten in 400 Netzfängen eine reiche Sammlung von pelagischen Organismen. Professor Hensen, der Leiter der Expedition, verfolgte dabei als Hauptzweck die „quantitative Plankton-Analyse“; er wollte die Masse der im Ocean vertheilten Thiere und Pflanzen durch Zählung der Individuen bestimmen und danach den ökonomischen Ertrag des Oceans berechnen. Die neue, dabei besorgte arithmetische Methode wird jetzt kritisch beleuchtet von Professor C. Haackel in Jena, in einer auch für geographische Kreise interessanten Schrift: „Plankton-Studien“ (G. Fischer, Jena 1890, Preis 2 M.). Haackel, der sich seit mehr als dreißig Jahren mit der Untersuchung des Plankton beschäftigt und auf seinen zahlreichen Reisen die Erforschung der pelagischen Thierwelt vergleichend betrieben hat, ist der Ansicht, daß die „wichtigsten allgemeinen Resultate der Kieler Plankton-Expedition unhaltbar sind, daß Hensen auf Grund von höchst ungenügenden Erfahrungen weitreichende irrthümliche Schlüsse unvorsichtig gezogen hat, und daß die ganze von ihm angewandte Methode völlig nutzlos ist.“

h. Berlin, 30. Jan. Heute abend ist im „Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater“ das auch in Halle bekannte Ballet „Meißener Porzellan“ von Golinelli beifällig aufgenommen worden. Der Kaiser wohnte heute zum ersten male einer Probe des Wildenbruch'schen Schauspiel „Der neue Herr“ im königlichen Schauspielhaus bei.

— Ernesto Rossi wird, nach einer der „Egl. Nösch.“ zugehenden Mitteilung, noch in dieser Spielzeit in Deutschland und Oesterreich als Gast auftreten. Der berühmte Tragöde denkt mit dieser Gastspielreise seine künstlerische Thätigkeit außerhalb Italiens zu beschließen.

